Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Rubrik: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nève a bénéficié ainsi d'une vraie première. Evidemment, si MM. Halpérine-Kaminsky sont pour quelquechose dans le grand succès qu'a remporté *Résurrection,* Tolstoï y est lui pour beaucoup. G. GOLAY

*

Über die erste Aufführung von Carl Friedrich Wiegands *Marignano* in Leipzig, die in den ersten Dezembertagen stattgefunden hat und einen schönen Erfolg davontrug, geht uns bei Redaktionsschluss ein Bericht zu, den wir leider erst für unser Heft vom 1. Jan. werden verwerten können.

NEUE BÜCHER

PAUL ILG, *Das Menschlein Matthias.* Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.

Wenn Paul Ilg mit diesem Roman von dem großen Erfolg, den er stets bei der Kritik gehabt hat, nicht auch zum Erfolg bei einer großen Leserschaft gelangen sollte, wüsste man wirklich nicht mehr, was man von den Leuten zu halten hat. Denn was ihm früher bei der Menge im Weg gestanden ist: das Bohren in den schmerzhaftesten Wunden der Menschheit, das rücksichtslose Aufweisen des Bodensatzes von Gemeinheit, das auch in edlen Naturen bisweilen wie faules Holz aufleuchtet, (was beides manche zartbesaitete Seele als brutal verschrie), kommt in diesem Buche in der alten Weise nicht zur Geltung. Es könnte jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden, obwohl diese Geschichte eines Kindes in erster Linie für Männer geschrieben ist und für Frauen, die vor der wahren Welt nicht Angst haben und sich keine verwässerte und geschminkte Welt zurecht zu machen brauchen.

Bei der Anlage seines Romans, die groß und streng durchgeführt ist, stellt Ilg, wie seinerzeit bei den *Brüdern Moor*, zwei entgegengesetzt verlaufende Geschicke einander gegenüber, diesmal zwei Schwestern: Brigitte Böhi, die in ihrer Jugend gefehlt hat — das Menschlein Matthias war das Resultat — und dann nicht nur „brav" und fromm wie eine Sektiererin wird, sondern einen bösen Schrecken vor allem Geschlechtlichen bekommt, und die in ihrer Jugend hart tugendhafte Frau Angehr, die im Mittag ihres Lebens von so heißem Liebeshunger gepackt wird, dass sie nicht weiß, wo aus und ein. Zwischen beiden mit seinen ungestillten Kindersehnsüchten der kleine Matthias, bald im armseligen Bergwirtshaus auf dem Gupf bei der Tante, die ihn in Fetzen laufen und hungern, sein Brot mit Hausieren verdienen lässt, bald als verwöhntes Bübchen bei der Mutter, dem „Musterfräulein" in der Fabrikstadt.

Es ist wohl das erste Mal, dass ein Schweizer Dichter — ein wirklicher Dichter — den Weg in eine unserer Fabriken gefunden hat. Die Firma Hirsch, Herzfeld und Kompanie ist aber von den Chefs bis zum Pförtner und Arbeiter mit allen verborgenen und offenen Leidenschaften, mit allen geheimen seelischen Beziehungen so fest auf den Boden gestellt, dass man glaubt, ihr im Leben begegnet zu sein, nur ohne so in die Tiefen geblickt zu haben wie der Verfasser. Das alles wird in jener dramatischen Szene zu tosendem

Leben, wo der bärbeißige Dessinateur Oberholzer, der Vater von Matthias — eine prächtig gezeichnete Figur — einen alten Angestellten aus seinem Kontor wirft, der dann seinem Zorn inmitten vespernder Arbeiter selbst gegenüber dem gefürchteten Fabrikherrn Luft macht und für einen Augenblick allen die Binde von den Augen reißt. Den Fabrikmädchen, die in ihrer Jugend die Augen zu Prokuristen, Buchhaltern, Ferggern und Stickermeistern aufschlagen und sich schließlich im besten Fall mit einem Winkelglück im Arbeiterviertel begnügen, wenn sie nicht zu jenen versauerten alten Jungfern werden, die nur um andere zu ärgern verzweifelte Rekorde des Fleißes schaffen und sich bemühen, „Fehltritte" aufzuspüren, — den Angestellten und Arbeitern ist der unerbittliche Seelenkünder stets mit feiner Spürnase auf den Fängen; er führt uns Schritt für Schritt auf Neuland. Keinen Augenblick zweifeln wir an der Wirklichkeit des Erzählten.

Ilgs Sprache ist nicht die wohlgekämmte Prosa vieler Moderner. Sie ist der Gegensatz zu dem feinziselierten Prunkstück, wie es Thomas Mann im *Tod in Venedig* geschaffen hat: sie ist wie der Bronzeguss einer Statue, an dem man überall sieht, wie des Künstlers starke und bebende Hand den Ton geknetet hat und wie das überströmende Lebensgefühl auf dem kürzesten Weg zu fließender, schwellender Form geworden ist. Man kann Ilgs Stil nicht leicht mit dem eines andern vergleichen, weil er niemandem nachgebildet ist. Aber an Gottfried Keller erinnert er doch in vielem, gerade in seiner unnachahmlichen Unmittelbarkeit. Wie denn überhaupt dieses Buch am gleichen Wege liegt, wie Kellers *Martin Salander*, zwar ohne jenes politische Wetterleuchten, das uns gerade heute wieder einmal not täte, aber mit nicht geringerer Einsicht in die seelischen Folgeerscheinungen sozialer Schäden. A. B.

*

ERNST ZAHN. *Der Apotheker von Klein-Weltwil.* Ein Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913.

Schade, dass Ernst Zahn, als er sich mit dem Neid auseinandersetzen wollte, kein Novellenbuch geschrieben hat. Aber es ist ja ein Novellenbuch, wenn man es näher anschaut: dem Apotheker kommt im Grunde kein höherer Wert zu als einer Hauptperson der Rahmenerzählung, und Zahn hätte bloß die Karten nicht zu mischen gebraucht; es lag nicht die geringste innere oder äußere Notwendigkeit vor, die Kapitel durcheinander zu schieben statt jede der Geschichten, die in dem Buch enthalten sind, an der Schnur fertig zu erzählen. Nur wäre bei einer solchen Sammlung jener Geist, der sich beim Namen der Kleinstadt Weltwil durch ein Reimwort einstellt, allzulaut beschworen worden; und immer an jener mächtigen Erscheinung gemessen zu werden, wäre selbst einem Großen unserer Zeit gefährlich.

In diesem Novellenbuch ständen nun ein paar Geschichten, die jetzt durch die Zerrissenheit an Wirkung einbüßen, die aber, wären sie straff zusammengefasst, zum allerbesten gehörten, was Zahn je geschaffen hat. Dazu zähle ich das Schicksal des jungen Bauern Blochinger, dessen Vater in einem Gefühl neu erwachender Kraft ein junges Weib freit, das nun, ohne es zu wollen und selbst unter der Tragik erwachender Liebe fast zusammenbrechend, sich als Friedensbrecherin zwischen Vater und Sohn sieht. Nicht einmal

eintönig und langweilig ist es geworden, als Zahn die Leiden und Kämpfe von drei so gütigen und reinen Menschen schilderte. Gerade darum steht diese Erzählung hoch über dem Rest des Buches, weil der Neid im Grund nichts in ihr zu suchen hat, weil hier endlich einmal bessere Mächte am Werk sind. Rühmlich angelegt ist auch die Geschichte der beiden Söhne eines Fabrikanten, von denen der scheue, linkische, geistig langsamere Jüngere unter den Schulerfolgen seines Bruders und der diesem rasch gewährten Liebe von Eltern und Backfischen leidet. Namentlich der barsche Vater, der jedesmal, wenn die gescheite Mutter in die Tiefe der Seele ihres Jüngsten einen Weg gefunden hat, diesen Pfad durch rauhe Worte wie mit Steinen verschüttet, ist eine echt schweizerische Erscheinung.

Diese beiden Erzählungen lassen auf ein gütiges Mitfühlen des Verfassers schließen, das vielleicht den Kern des Wesens von Ernst Zahn ausmacht und dem er wohl die Verehrung vieler seiner Leser verdankt. Und gerade wegen dieser Veranlagung war er ungeschickt wie keiner, ein Buch über den Neid zu schreiben. Hätte er einen Schimmer vom Humor eines Dickens oder ein Quentchen von der Dämonie eines Balzac, so hätte es ihm gelingen können; da er aber von beidem nicht eine Spur besitzt, musste das Buch an seinem Probleme scheitern.

Der Diable boiteux, der das Rückgrat für die zusammenhangslosen Glieder des Romans bilden soll, der Apotheker Eusebius Fuchs, nimmt nie vor unserm Auge Gestalt an. Er selbst hat keinen Grund zum Neid, da er reich und unabhängig und ganz und gar temperamentlos ist; doch ist er nicht ein bloßer Betrachter. Er sagt einmal von sich: „Es gibt zweierlei Ärzte in der Welt. Die einen unterdrücken die Krankheit: die andern befördern sie, damit sie desto rascher überstanden sei". Er zählt sich zur zweiten Art, gehört aber zur dritten, die man totschlagen sollte, zu jenen, die Krankheit erzeugen und sich wohl hüten, sie zu heilen. Der Herr Eusebius weiß durch unglaubliche Taktlosigkeiten Neid zu erwecken; in seiner eiskalten Seele kommt er aber weder dazu, sich darüber zu ärgern noch zu freuen. Immer wieder heißt's von ihm, er sei ein besonderer, hervorragender Mensch, und doch zeigt er sich bloß als ein widerwärtiger Geselle und das nicht einmal mit Stetigkeit. In einem Streik spielt er eine eigentümliche Rolle, hetzt auf der einen Seite die Arbeiter auf und steht auf der andern zum Brotherrn.

Gegen die Schilderung dieses Streiks ist es Pflicht, sich energisch zu verwahren. Sie ist der Revolte aus Hauptmanns *Webern* nachgebildet, wo eine hungrige verzweifelte Meute Haus und Garten des Fabrikherrn stürmt, und stiehlt und raubt, was nicht niet- und nagelfest ist. Solche Streike hatten wir nie in der Schweiz; im Jahr 1913, auf das der Roman durch die darin genannte Nationalflugspende festgelegt ist, ist eine solche Schilderung ein frevles Spiel mit der Wirklichkeit. Wenn man dann weiter liest, dass der Fabrikherr auf eigene Hand Soldaten aufgeboten habe, wird man an Zahn, dem Kenner der Schweiz, und seinem Verantwortlichkeitsgefühl vollends irre. Und nicht minder muss man den Kopf schütteln über die Pro-domo-Novelle, über den Feuilletonredaktor in der Kleinstadt, der aus dem Nichts Götter schafft und ein halbes Jahr später, weil er auf

deren durchschlagenden Erfolg neidisch geworden ist, sie wieder ins Nichts herabdrückt.

Diese undichterischen Überwürfnisse mit der Wirklichkeit haben das Gute, dass man sich gar nicht veranlasst fühlt, sich mit dem Spruch „Der Neid ist der Fluch und Segen der Welt", der Schluss und Fazit des Buches bildet, weiter auseinanderzusetzen. Wenn er nur einen Augenblick glaubhaft sein wollte, müsste ganz ein anderes Buch vorne dran stehen. A. B.

*

JAKOB BURCKHARDT. *Briefwechsel mit Heinrich v. Geymüller.* Verlag Georg Müller u. Eugen Rentsch München.

Geymüller war von Haus aus Architekt. Verwandtschaftlich hing er mit Basel zusammen, wie denn zum Beispiel der Architekt Alioth, dem Burckhardt so köstliche Briefe geschrieben hat (sie sind bekanntlich vor einem Jahr im selben Münchener Verlag unter dem Titel *Briefe an einen Architekten* erschienen und mit wahrer Freude aufgenommen worden), ein Vetter Geymüllers war. Die Bekanntschaft mit dem Basler Kunsthistoriker machte sich gewissermaßen von selbst. Sie befestigte sich, als Geymüller immer mehr von der Praxis wegkam und sich der Erforschung der italienischen Renaissance-Architektur zuwandte. Das Monumentalwerk über die Architektur der Renaissance in Toskana verdanken wir seiner Initiative u. seinem Organisationstalent. Seine ganze Bewunderung wandte er aber Bramante zu, dem er auch eine große Monographie widmen wollte; sie ist nicht zustande gekommen; wichtige Vorarbeiten jedoch hat Geymüller geleistet, vor allem was die Tätigkeit Bramantes am Sankt Peter in Rom betrifft, über welchen Bau so viele Pläne und Veränderungen ergangen sind. Die Uridee Bramantes, den unvergleichlich herrlichen Plan eines konsequenten Zentralbaus, gelang es Geymüller ans Licht zu bringen. Um diese Bemühungen Geymüllers für die Klarstellung der Baugeschichte vom Sankt Peter dreht sich ein guter Teil der rund dreißig Briefe Jakob Burckhardts, welche die Zeit von 1867 bis 1897 (das Todesjahr Burckhardts) umfassen. Von seiner geliebten Renaissance-Architektur, die er bis in letzte Feinheiten hinein mit wahrhafter Genialität ergründet hatte, mit einem Renaissance-Enthusiasten und glücklichen Entdecker wichtiger Bauentwürfe von Renaissance-Architekten, wie es Geymüller war, zu sprechen, war für Burckhardt natürlich eine erwünschte Angelegenheit. Freilich mag er etwa klagen, dass er im Grund bei diesen spezialisierten Forschungen nicht mehr mitreden dürfte; das hindert ihn nicht, da und dort an Ansichten oder baulichen Interpretationen des Fachmanns die feinste, stilsicherste Kritik zu üben. Wie man denn immer wieder staunend bewundert, über welche Stärke des künstlerischen Anschauungsvermögens, über welchen Reichtum stets präsenten Wissens inbezug auf den Denkmälerschatz Burckhardt verfügte.

Überall leuchtet auch die feine geistige Persönlichkeit Burckhardts hindurch, wenn er sich auch nirgends in diesen Briefen so frei und ungebunden gehen lässt wie in jenen geistsprudelnden Briefen an Max Alioth. Der spezielle Inhalt des Briefwechsels bestimmt dessen reservierteren Ton. Für die Charakteristik Heinrich von Geymüllers leistet die Einleitung Prof. Carl Neumanns in Heidelberg, der die Edition sorgfältigt besorgte, Ausgezeichnetes. H. TROG

ADOLF FREY. *Neue Gedichte.* J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

Adolf Frey veröffentlicht einen Band neuer Gedichte. Natürlich erhebt sich die Frage: sind diese Gedichte eine Ährenlese, eine Nachlese der vor einigen Jahren in neuer Auflage erschienenen Sammlung? Sind sie nur eine Art Fortsetzung der früheren Kunstübung? Oder sind und bedeuten sie etwas Neues?

Sie sind etwas durchaus Neues und bezeugen eine Wandlung im Wesen des Lyrikers Adolf Frey. Züge und Qualitäten, die den Charakter der früheren Gedichtsammlung Freys stark bestimmten, treten in der vorliegenden auffallend zurück. Das überwiegend Phantasiemäßige, das Visionäre hat einen Teil seiner Herrschaft abgegeben. Während der frühere Band eine ganze Abteilung Gesichte enthält, kann im neuen nur ein Gedicht als Vision angesprochen werden, und auch dieses hat eine etwas andere Technik und eine andere Gefühlsnote als seine Vorgänger. Sodann fehlt das patriotisch Kriegerische fast völlig und ebenso die Ballade, an deren Stelle die poetische Erzählung getreten ist. Auch das dunkel Melancholische, dessen Ausdruck sich einst im Totentanz kristallisierte, ist zum großen Teil gewichen. Der Ton der neuen Sammlung ist heller, heiterer; bezeichnenderweise heißt eine ganze Abteilung, ein Viertel der Gedichte, *Schelmenwinkel.* Auch der Charakter der Landschaft, auf den es in der Poesie Freys so stark ankommt, hat sich gemildert. Die Gebirgslandschaft, wenigstens in ihren rauheren Formen, mit ihren menschenfeindlichen und gewalttätigen Wesenszügen ist durch die Tallandschaft verdrängt, die es an Bedeutung nun mit ihr aufnehmen kann. Durchweg fällt eine entschlossene Abkehr von der Lebenshärte auf.

Stärker aber und hauptsächlich unmittelbarer treten in diesen neuen Gedichten Gefühl und Leidenschaft hervor. Flossen sie in den früheren Gedichten fast unaufhaltsam in die bildnerische Darstellung, so durchdringen sie nun häufig und mit gleicher Stärke auch den unmittelbar dichterischen Ausdruck. Es stimmt damit überein, dass diese Sammlung, verglichen mit der früheren, lyrischer ist. Die Meisterschaft Freys scheint der Lyrik zuzudrängen. Auch die *Schatten und Gestalten* in einem der epischen Teile des Buches sind von Gefühlsschauern heraufbeschworen und getragen. Vor allem aber hat mittelst dieser entschiedenen lyrischen Wendung in der Schaffensweise gerade desjenigen Dichters, der unter unsern Poeten seine Lyrik am stärksten episch bewuchtet, neben dem zarten Liedton der lyrische Vollklang in unserer Dichtung endlich angeschlagen. Der deutsche Sehnsuchtsklang!

Die das Malerische mit Stoff und Form ausschaltenden Gedichte sind ja auch in dieser Sammlung noch selten. Aber sie dürfen sich an Bedeutung mit den bildnerisch gestärkten messen. Ich denke an *Fügung* oder *Vergiss es nie!* das sich „Frauenseele“ betiteln könnte, da es ihre Schönheit so ergreifend erschöpft. Das dunkel schwermütig vollklingende *Das Ende der Liebe* unterscheidet sich nur durch eine einzige leise Meldung Freyscher Plastik („der zarte Liederzweig verdorrte“) von einem Stormschen Gedichte.

Ihrer großen Mehrzahl nach sind die neuen Gedichte gleich den früheren ein Siegesplatz der Plastik. Doch dürfte man vielleicht sagen, dass

diese Plastik Bildnerkraft in dichterische Inbrunst umgewandelt habe. Sie hat sich lyrischer Läuterung unterzogen. Man bemerke es, wie in *O lass mich nicht aus meinen Träumen stürzen!* die in zauberischer Fülle vorhandenen Bilder ihren Eindruck der Macht des klassisch lyrischen Bogenstrichs im Vortrag unterordnen! Entmaterialisierte, musikalisch strömende Plastik scheint mir die Errungenschaft der neuen Schaffensweise Freys, womit sie die Forderungen des schweizerischen Genius mit denjenigen der lyrischen Poesie versöhnt und beide aufs herrlichste erfüllt:

„Weithin wölbt Das schweigsame Tal Wellige Wälder, Vom bläulich dämmrigen Netz Auflauschender Sehnsucht umsponnen. Im tiefen Grunde Hebt eine goldne Schaukel an, Bewegt von Schimmerlüften, Und wiegt sich sachte Auf und nieder. Drauf schwanken und schweben Und schwingen im klingenden Streit Windvertragenes Kirchenläuten Und ausgelassene Kuckucksrufe. Das liebliche Spiel verschwebt, verweht, Und Einsamkeit spreitet das kristallne Gefieder über uns. Umfange mich, Lieb, Und in der Fülle der Frühlingsfreuden Küsse mir die Seligkeiten deiner Seele!"

Wie es in *Lenzgang* ersichtlich ist, strömt der feine, sich bis zur Leidenschaft befeuernde lyrische Schwung der Liebeslieder auch in ihren landschaftlichen Gehalt. Dieser Gehalt ist in den meisten Fällen beträchtlich. Und er gehört zu den höchsten Schönheiten dieser Gedichte. Ideallandschaft umgibt die Glücklichen in den Liebesliedern Freys. Nur bei Albert Welti können wir diese Seelenhaftigkeit, Tiefe, diese scheinbar paradiesische Art und Abkunft der Farben und ihres Wandels durch Lenz und Sommer finden. Die Beseelung und Ausdrucksmacht der Landschaft ist die tiefste, so dass die Gedichte die Fülle doppelter Offenbarung besitzen und das Pathos zwiefacher Geschicke vor uns ausbreiten. Ein voller Übereinklang verbindet die Stimmen aus den Hainen und aus der Menschenbrust. Herrlich, wie sie sich ablösen! Wie das Orchester der klagenden Geige lässt nicht selten die Wonne des Frühlingswaldes der Sehnsucht, der sie gerufen hat, das Wort. Die Divination der Natur angesichts der menschlichen Liebesgeschicke ist die feinste. Ihre Fähigkeiten, die hohen menschlichen Gefühle in ihrem eigenen Ausdruck zu spiegeln, licht und dunkel zu begleiten, sind unerschöpflich. Hier lächelnd von graziöser Betätigung, arkadisch entzückt, dort mit dem Aufgebot großer erregter Handlung erfüllt und bemeistert sie ihre Aufgabe. Mit „Späthauchen über Felsensteigen seufzend!" Mit „sternflutberieselten Wegen!" Mit „schlattenumspülten Stegen!" Der Schmerz einer Scheidenden verklärt die Landschaft, in der ihr Abschied vom Dichter stattfindet:

Du wandelst weiter. Sonne und Gestirne
Sind dir Gefährten. Wolkenboote steuern
Für dich ins Blau: dein Traum hisst ihnen Segel,
Von ihren Rudern träufen deine Lieder;
Dir hauchen taubesprengte Wälder Kühlung,
Dir flüstern Halmenwogen Schlummer zu
Und klagen dir mein letztes Lebewohl,
Denn, ach, mir ist die Bitternis verhängt,
In Wäldernächte hier hinabzusteigen.
Am fahlen Eingang zittern Sonnenkringel
Erbleichend noch an Stämmen und Geäst.
Dahinter welken Licht und Laut.

Das Liebesgedicht Freys übertrifft dasjenige Kellers und Meyers an Temperament, Schwung und Bildglut, an die Stelle der Kellerschen Gedankenfülle und der starken in-

dividuellen Besonderheit Meyers setzt es das große und einfache, im Goetheschen Sinne typische Gefühl. Unerschüttert seelenadelig zeigt es sich, dieses Gefühl, in Wonne, Hingabe, Sehnsucht, Bitte, Klage, Wunsch, Verlangen, Verzicht und Abschied, im Traumreich, im Blick auf Lethes Flut, vor den Schauern des Todes.

Ausbündig reizend, jeder Erdenschwere ledig sind die Situationen, apart, neu, vielartig die Motive. Das poetische Ungestüm der Eingänge fällt auf. Ich kann die Sprachkunst, die Grazie und den Adel der Darstellung, den Reiz und die geistvolle Konsequenz des bildlichen Ausdrucks nur an einem kleinen Beispiel zeigen:

Der Frühtau, Jungfrau, netzt in deinem Garten
Goldregenschleppen und Granatenfächer:
Dem Rosenbusch kredenzt von Mauerwarten
Die Feuernelke den gefransten Becher.

Blauschattig lauscht die Laube, überronnen
Von Eppichsträhnen. Aus den Rasensänften
Besieht die Malve sich im Murmelbronnen,
Der niedersilbert zwischen Kieselränften.

In der Abteilung *Schatten und Gestalten* tritt zur Gefühls- und Bildstärke noch der besondere Glanz epischer und historischer Erscheinung, der Glanz der Fremde und Ferne. Auch diese Gedichte zeigen die schon erwähnte Abkehr von der unheilbaren Lebensbitterkeit. Sie haben es mit Triumph und Erlösung, mit Erfüllung, mit Prophetengesichten, mit dem großen Erbarmen zu tun. Mit der ungebeugt erlittenen Not, der die Treue trotzt, mit dem tausendstimmigen Dankesüberschwang, den in Völkerweihestunden der Opfertod für das Vaterland erntet! Mit dem Menschentum überhaupt, das sich an Größe mit der Lebenstragik messen kann! Und nicht zuletzt mit der Kunst! Es wird in ihrem Rahmen Kunst ausgeübt. Unsterbliche nahen gütig und festlich. Ihre Werke schimmern in hellen Sälen auf. Unzweifelhaft rührt auch daher die Sättigung dieser Gedichte mit Trost und Glück, ihre Macht der Beglückung. Nicht dass ja die Beschäftigung mit Künstlerlosen den tragischen oder schwermütigen Gehalt schmälerte! Doch was liegt schon in der Schönheit der Diktion, die sich, von persönlichen Erschütterungen durchdrungen, und überhaupt dem hohen Gegenstande zu Ehren sublim vollendet, für eine Kompensation! Das Farbengeleite für den Wohllaut, wo er als Stoff auftritt, wird ausgesucht:

Der Wohllaut strömt ins sternbeglänzte Waldgebirge
Unsagbar, wie ihn nie ein Menschenohr erlauschte,
Auf Felsgerüst und hügelab zu Talgebreiten,
Zu Gärten, Tempelhainen, bollwerkstarken Städten,
Zum blauen Hundertbuchtenmeer und über seine
Umbrandeten Gelasse fern zum Weltenrande,
Wo stumpfe Wolkenwidder in der Wildnis weiden.
Seit in der Sternensommermittnacht Aphrodite
Den wunden Busen ausgeschluchzt in Tönnen, wittert
Geheimer schmerzlichsüßer Nachhall in den Nächten,
Das Herz der Liebenden erkühnend und berauschend.

Schönheit, Macht und Herkunft der Kunst erfahren in *Schatten und Gestalten* jede Erhöhung, Stärkung und Verfeinerung: des Fiedlers Dank dringt aus dem Geisterreiche; Götterliebe haucht Euterpens Flöte den Atem ihrer Qual und Seligkeiten ein; die im Konzert gesungenen Lieder wecken ihren toten Dichter; in der durch die Kriegsfurie verwüsteten bündnerischen Talschaft „schreien" hinter der Bahre des Salis „die Pfeifen ein schrilles Stück".

Wir haben in den neuen Gedichten, wie in der ältern Sammlung auch, eine Elite von Nächten. Voran geht ihr unter *Schatten und Gestalten*, *Christnacht*, ein Bildnerwerk vom höchsten Range, das überdies mit einer der feinsten Leistungen des schweizerischen musikalischen Genies endet. Die Leidenschaft der Stimmen und Gesichte, die Größe des Vorgangs (der Kampf der heiligen Zeit), die Urzeitschauer, der Urzeitglanz, die dämonischen und die heiligen Gewalten, die Ekstase der Wahrnehmung fließen in *Christnacht* in einen Sturm von Poesie zusammen.

In *Der Engel des Paradieses* und *Das kommende Reich* ist das musikalische Element zugunsten der strengsten bildnerischen Realistik und einer seltenen Prägnanz, Pracht und Gewähltheit der Erscheinung ausgeschaltet. Im *Kommenden Reich* mit dem nächtlichen Gange der Nazarener durch ein regendunkles Feld sind Klang und Licht bis zum Schlusse aufgespart, wo — man denkt an ein Bild von Rembrandt — sie aus der Vision und Seele der Schreitenden herausbrechen. Ein Vergleich dieses Gedichtes mit Meyers *Sturmnacht* wäre für die Eigenart und Unterscheidung der beiden Dichter aufschlussreich. Die Erfindung im *Engel des Paradieses* ist ethisch bedeutend: der Engel Gottes folgt zu Hut und Wacht dem von ihm vertriebenen ersten Menschenpaar, über dessen Gram und Schutzlosigkeit die erste Wüstennacht anbricht.

Die Abteilung *Unter Sonne und Sternen* gibt wieder Landschaften. Sie sind im Gegensatz zu denjenigen unter *Lieb und Leid* fast völlig um ihrer selbst willen da. Sie beherbergen Sehnsucht nach dem Liede, umschließen Künstlererlebnis, wecken Jugendheimweh, gewähren das vielleicht am feinsten in unserer schweizerischen Poesie ausgekündete, am originellsten abgewandelte Wanderglück. Doch das alles lässt, so scheint es mir wenigstens, ihrem intensiven Eigenleben den Vorrang.

Die Landschaft in dieser Gedichtgruppe ist dem Bannkreis der Leidenschaft entrückt. Keinem übermächtigen menschlichen Gefühl tributpflichtig, kann sie ihr eigenes Charakterbild aufs reizendste ausbauen. Sie wandelt sich stark oder leise romantisch um. Sie wächst ins Heroische. Sie ruht und spielt in einem Reichtum idyllischer Stimmungen. Sie trägt den Elfenreigen. Wo sie elysisch aufflammt, wie in *Verlangen*, tut sie es *vor* dem hier als einziges in dieser Abteilung erwachenden Liebessehnen. Es ist ihr das höchste Glück der Schweizerlandschaft vergönnt, unter „der Sennen und Hirten Geschrei“ den Morgenstrahl im Hochgebirge zu erharren. Dass sie die eigentliche Bergwildnis meidet, erspart ihr Heimsuchungen und Verdüsterungen, wie wir sie im Totentanz mitansahen. Schwermut und Gram sind auf den Raum von zwei Gedichten zusammengedrängt, wo sie sich mit gesparter Kraft äußern. „Die alte, schattenlinde Schlange Nachteinsamkeit dehnt sich am Hange. Sie ringelt um das weite Tal Und saugt den kühlen Sternenstrahl.“ Das ist ein Beispiel für die Ausdruckskunst in *Nacht*.

Neu in unserer Lyrik sowohl als in Freys eigener Dichtung ist das Idyll in der Weise von *Bergaufenthalt* und *Luginsland*. Wie dem Dichter, der an der Berghalde streift, ist seinem Leser auf Schritt und Tritt „für Auge oder Ohr ein Sonderschmaus bereit“. Neben dem

großen Zug und Schwung der Landschaft kommt ein höchst originell geregtes, mit dem drolligsten Eifer und lieblichsten Gemüt bedachtes intimes Flurleben und Treiben im Moose zur Geltung. Es erfährt eine Charakteristik, über deren realistisch-phantastisch gemischte Vorzüge, Humor, Geist und Grazie wohl nicht mehr hinausgegangen werden kann. Begreiflicherweise *lag es* dem Landschafter Frey, die von dem schweren Anteil an den menschlichen Liebesleiden und Freuden losgesprochene Flur darzustellen und auf die Höhe ihres selbständigen Ausdrucks, ihrer eigenen Beredsamkeit zu führen. Einer hinreißenden Beredsamkeit: „Eine schallende Laute ist jede Staude, Ein klingender Saal das Blütental." Ohne die schweizerischen Schauplätze zu verlassen, weist die Landschaft in dieser Gedichtgruppe Stimmungsgeheimnisse, Gefühlsgluten und koloristische Zauber auf, an denen unsere Poesie bis jetzt vorüber ging. Zu den koloristischen Zaubern rechne ich auch das in dem vorherrschenden satten Grün bisweilen sparsam aber frappant auftauchende Rot. Im verschatteten Waldinnern glühen die Lippen der Waldfee allein; vom dunkelgrünen Luginsland aus sieht der Dichter „beim Meister Schmied die Esse lodern". Die durch einen Vergleich herangezogenen bauschigen Banner bringen, für unsere Vorstellung, ihren leidenschaftlichen Purpur in die grün und weiße Landschaft der „Lenzbäche". Als „meisterlose Rinnsalbuben" und „behäbige Landsturmbäche" — Beweis für die bodenständigen und stilgerechten Vergleiche Freys! — eilen diese Lenzbäche zutal. Das Kriegerische dringt, dank dem bildlichen Ausdruck im kleinen wie im großen in die Landschaft. Die Gräser strecken „zarte Spieße", die Kräuter „grüne Tartschen" über das Quellchen; das Berghaupt schützen „gebuckelte Wolkenschilde".

Die letzte Abteilung der Gedichte tritt wieder ins epische, historische und kulturhistorische Gebiet und nimmt den vollen Freyschen Bildglanz und die kostbarsten, zeitgemäßesten Ausdrucksformen mit. Das besondere ist hier die schelmische, phantasiedurchsonnte und -gestärkte Laune. Man betrachte die mit spanischer Grandezza schalkhaft gesättigte und farbenglühende Romanze das *Geheimnis* oder *Goetheforscher*, das seine Ironien mit so viel Grazie in Handlung umsetzt! Originell ist, wie ein literarisches Gleichnis sich in der Handlung eines Älplerspiels verbirgt. Ein burlesker Künstlerscherz von erlesener Formulierung hat Gandria zum Ausgangspunkt. Er bringt die neuen Töne der politischen und sozialen Satire und der Selbstironie. In dem kleinen dramatischen Spiel *Die Beschwörung* haben wir ein Werk souveränen Humors, der sich eine geniale Sprachkraft dienstbar macht. Der Dichter ironisiert Teufel und Einsiedel, die sich um eine junge Besessene streiten, das Feld aber gemeinsam ihrem heimkehrenden Liebsten räumen müssen. Der Teufelshohn überschüttet den Einsiedel, dieser hänselt den höllischen Widersacher. Die poetische Holdseligkeit und der Schwung, die aus Bild und Wort der jungen Besessenen und durch die Liebe Erlösten in diese kühnste Groteske fließen, sind ungemein und besitzen Goethesche Akzente. ANNA FIERZ

*

BONGS SCHÖN-BÜCHEREI ist eine der allzuvielen Sammlungen, die

sich zum Ziele setzen, unserer bildungshungrigen aber zeitarmen Generation für wenig Geld und in süßer Form die Gelehrsamkeit zu vermitteln, die für unsere heutige Kultur die Grundlage abgibt. Für zwei Mark kann man sich den Extrakt einer ganzen Bücherei erstehen. Ist das nicht verdienstlich? Für den bildungslechzenden Leser sowohl wie für den Autor außerordentlich bequem? Da gibt uns Bruno Wille unter dem Titel *Lebensweisheit, eine Deutung unseres Daseins* und er braucht sich über dieses gar nicht so belanglose Problem nicht den Kopf zu zerbrechen, denn er gibt uns diese Deutung „in Gedanken und Versen führender Geister". Camill Hoffmann stellt *193 Liebesbriefe* von 100 berühmten Persönlichkeiten zusammen. Die heimlichsten Fasern reißt er aus den 100 Herzen und bindet sie zu einem zuckenden Bündel zusammen. Wer muss da nicht die Hand darnach ausstrecken? Hunderte, von denen nicht zehn merken, dass hier nebenbei eine interessante Entwicklungsgeschichte des Briefstils geboten wird. Am erfreulichsten ist die Sammlung, die Georg Hermann, der Autor von *Jettchen Gebert*, unter dem Titel *Das Biedermeier* herausgegeben hat. Ein feiner Kenner dieser heute so beliebten Zeit versucht mit Glück, aus Briefen, Tagebüchern und ähnlichen Dokumenten einen Einblick in die Psyche des Vormärz zu geben. Dies Buch bekommt durch die Fülle ausgegrabenen Materials wirklichen Wert, es ist eine Kulturgeschichte im Kleinen, in die man sich mit großem Vergnügen hineinliest. BLÖSCH

*

VON UNSERN VÄTERN. Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom fünfzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Greyerz. Bern, A. Francke, 1913.

Der Erfolg des ersten Bandes, der letzte Weihnachten erschien, rief schon einer Fortsetzung dieser für Schule und Haus verdienstvollen Sammlung, die sich zur Aufgabe gestellt hat, aus dem reichen Schatz in alten Büchern und gelehrten Zeitschriften vergrabener Selbstbiographien das Lebendige herauszuholen und vor allem der Jugend zugänglich zu machen. Diese Absicht veranlasste wohl auch die Aufnahme von Bruchstücken aus Büchern, die ohnedies in jeder Bücherei stehen sollten, wie Gottfried Keller und Ulrich Bräcker. Der Stern, der auf dem Titel hinzugekommen ist, möge freundlich über dem Unternehmen leuchten, dass bald noch mehr sich zu ihm gesellen können, denn das sind Bücher, wie man sie seinen Buben auf den Weihnachtstisch wünscht. BLÖSCH

R. NIMFÜHR. *Die Luftfahrt.* Dritte Auflage. Bearb. von F. Huth. Aus Natur und Geisteswelt. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Wenn man diesen knappen, sachlich vorzüglich orientierenden Überblick über die bisherigen Errungenschaften in der Eroberung der Luft durchgeht, so muss man nur staunen über das Tempo, in dem sich die Luftfahrt aus einer Spielerei zu einem sozialen und kulturellen Faktor entwickelt hat. Vor zehn Jahren ist es den Wright gelungen, sich eine Minute lang in der Luft zu erhalten, und heute fliegt Pegoud auf dem Kopf und macht Purzelbäume. Es hat einen eigenen Reiz, diesen fieberhaft betriebenen Bestrebungen zu folgen und dazu bietet das kleine Büchlein neben allem technisch Wissenswerten erwünschte Gelegenheit. BLÖSCH

ALFRED HUGGENBERGER. *Dorfgenossen.* Neue Erzählungen. R. Staackmann, Leipzig 1913.

Kaum ist ein halbes Jahr verflossen, dass uns Alfred Huggenberger ein wertvolles Bändchen Gedichte bescherte. Und schon erscheint von ihm wieder ein Novellenbuch, *die Dorfgenossen*, lauter Bauern- und Dorfgeschichten. Denn das Bauerntum ist ja der fruchtbare, schwere Grund, in dem Huggenberger wurzelt. Da mag sich mancher fragen: ist denn dieser Quell der Bauernerzählungen und Ackerlieder noch nicht erschöpft?... Der neue Huggenberger gibt die beste Antwort darauf: Er enthält keine Geschichte, die man neben den frühern missen möchte.

Die *Dorfgenossen* zeigen deutlich einen Aufstieg des Dichters. Nicht, dass er etwa ein Anderer, Neuer geworden wäre! Aber Stil, Sprache und Behandlung der Stoffe, namentlich seelischer Zwiespältigkeiten und Kämpfe, zeigen seine Eigenart und Ursprünglichkeit noch reifer, ausgeprägter. In der Zeichnung seiner Menschen, der Schilderung der Ereignisse, der Wiedergabe von Gesprächen und Gedanken: überall zeigt sich nach wie vor ein weises Maß- und Ziel-Halten, eine sichere Selbstbeherrschung.

Fast unerschöpflich erscheint nach dem Lesen der *Dorfgenossen* Huggenbergers Welt an Eigenmenschen. Da ist der Held der ersten Geschichte, der Samuel Kämpf, „der Wulkenmacher", der seinen Tabak im Keller aufbewahrt und ihn von Zeit zu Zeit mit etwas Wasser bespritzt, weil man „mit beintrockenem Kraut niemals eine anständige Wulke fertig zu bringen vermag". Er ist der Philosoph unter Huggenbergers neuen Helden. Seine Lebensbeichte an den jungen Mit-Taglöhner, die er mit den Worten einleitet: „Ich kann Dir sagen, es hat mich beim Rauchen schon gewundert, dass meine Wulken nicht *abwärts* gehen, statt aufwärts. Halt wegen dem vielen Studium, das darin ist," ist in ihrer Schlichtheit so schön, dass ich sie am liebsten hier wörtlich wiedergeben möchte. Nur die gesunde Kunst eines Huggenberger konnte die sittliche Gradheit und Kraft zeugen, die in der ruhigen Erkenntnis des Samuel Kämpf liegt, er habe seine ungute zweite Ehe reichlich verdient durch seine Untreue an seinem ersten Weibe. Nur aus Huggenbergers Können konnte eine so zarte, reine Erzählung hervorgehen, wie sie die Worte des „Wulkenmachers" vom Finden und Verlieren seiner ersten Frau bilden. Und es bedurfte Huggenbergers scharfen Blickes fürs Leben, um die wehmütig zufriedenen Worte des Samuel Kämpf am Schluss seines Geständnisses so wirklichkeitswahr zu sagen, von der Freude und dem Trost, den er bei den wechselnden Gebilden der Tabakwolken finde.

Diesem Original steht die Mutter Spleiß mit ihrem Kerstenberger-Kirchturmhochmut (*Die heimliche Macht*) zur Seite, die standesstolze Frau, die ihrem Jungen zur Konfirmation eine silberne Uhr schenkt mit dem darin eingegrabenen Spruche „Denk' daran, wer Du bist!" und der Presi Heinrich Spleiß, der seinen Sohn ruhig vom Hof schickt, weil er's wagte, eine arme Guldenerin zu freien. Dann der Junggeselle, der „Tässli-Bender", in *Johann Benders Heiratsjahr*, dessen Weltanschauung in dem Satze gipfelt, dass es jedem schon in der Wiege bestimmt sei, ob er „bei der andern Sorte" — so nennt er das Weibervolk — ein Glücksaff oder ein Pech-

vogel sei. Oder der *alte* Bender, der seinen beiden Söhnen eine so hochdiplomatische Rede über das Heiraten hält. Sie beginnt: „Dass mir halt nur keiner auf Geld sieht!“ und endet: „Und vor einem, der's nicht wagt und probiert und den Bengel ein wenig hoch wirft, vor dem hab' ich nur für drei Rappen Respekt.“

Wie fein ist in Huggenbergers Erzählungen jeweilen das Werden und Vergehen, das Wachsen und Schwinden einer Neigung begründet. Wie prächtig ist zum Beispiel in *Klaus Inzuben* vorbereitet, dass Hermine dem ungeliebten Taubenmöösler das Ja gibt! Dabei bewirken nicht große, außergewöhnliche Ereignisse die Schicksalswendungen, sondern kleine, scheinbar unbedeutsame Vorkomnisse des täglichen Lebens. Das Gespräch der Verlobten auf dem Taubenmoos bei dem schwarzen Fohlen und ihr gemeinsamer Besuch beim Schreiner Manz sind zwei der tiefst-innerlichen Szenen dieser Art.

Und nicht minder der Moment, da Jakob Bender mit der Legler-Alwine Reben werkt und das Mädchen, grad als er sie ums Heiraten fragen will, mit ihrer Hacke einen dicken Frosch totschlägt und dadurch ihrem heimlichen Freier seinen Vorsatz gründlich austreibt. Hier hat der Dichter wirkungsvoll zwei Bauerntypen einander gegenübergestellt: auf der einen Seite die Legler-Alwine mit dem „scharfen Zug um ihren auffallend kleinen Mund“, die jeden Frosch, der ihr über den Weg hüpft, kaltblütig totschlägt, mit der bequemen wie unrichtigen Begründung „Du nütz'sch jo nüt!“; auf der andern Seite Jakob Bender, der mit seiner warmen Liebe zur Schöpfung auch eines plumpen Frosches Leben heilig achtet.

Ich wüsste von den *Dorfgenossen* noch vieles zu sagen: von den kleinen, feinen Zügen, mit welchen Huggenberger seine Menschen immer so scharf zu zeichnen verstand; von der lauteren Poesie, die er in jedes Ding, selbst in das Polieren eines harthölzernen Schrankes hineinträgt; von der Liebe zur Heimat, die immer wieder in seinen Geschichten atmet.

Der beste Maßstab für den Kunstwert des Buches aber ist wohl das: man mag es wieder und wieder lesen, man findet mit jedem Mal neue Schönheiten darin.

BERTHA VOGEL

*

GOTTLIEB BINDER. *Alte Nester.* Erster Band. Zürich, Orell Füßli.

Vor Jahresfrist etwa ließ der selbe Verfasser ein Büchlein über den Zürichsee erscheinen, das die selben Vorzüge, aber auch die selben Schwächen aufwies wie dieses erste Buch einer größer geplanten Sammlung schweizerischer Städtebilder. Ein jugendlicher, naiver Enthusiasmus lebt sich in einem ziemlich verwahrlosten Stil aus. Man freut sich über eine solche Begeisterungsfähigkeit, die bei Altbekanntestem Entdeckerfreuden feiert, und ärgert sich über die Sorglosigkeit, mit der ein Buch geschrieben und in die Welt gesetzt wird. Greyerz, Murten, Solothurn, Bremgarten, Schaffhausen und Werdenberg sind in diesem ersten Band vereinigt, jedes Städtebild aus einem begeisterten Rundgang und einem entsetzlich nüchternen und ziemlich billig gewonnenen Geschichtsauszug zusammengesetzt. Schade um das wohl ehrlicher Begeisterung entsprungene Wollen.

BLÖSCH

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750
Redaktor in Bern Dr. HANS BLÖSCH, Bümpliz.